



Mordunter-  
suchungs-  
Kommission.

Der Fall  
Daniela  
Nitschke

ROMAN

D 1577 1 54 25.0 Form 62



rcwohl  
HUNDERT AUGEN



**Max Annas**

# **Morduntersuchungskommission: Der Fall Daniela Nitschke**

Der Fall Daniela Nitschke

*Roman*

## Über dieses Buch

Berlin, Hauptstadt der DDR, 1987. Die Stadt ist von einer Unruhe erfasst, die sich kaum noch kontrollieren lässt. Da werden an einem Tag zwei Leichen gefunden, und nur die tote Frau war Republikbürgerin. Oberleutnant Otto Castorp bekommt es daher gleich mit den Kollegen von der Staatssicherheit zu tun. Der Tod des Westbesuchers verweist auf politische Hintergründe. Und auf fremde Geheimdienste. Die Spur führt nach Südafrika.

Und dann ist da noch Erika Fichte. Ihr Chef, verantwortlich für die Unterstützung des ANC durch die DDR: spurlos verschwunden. Erika macht sich auf die Suche.

In diesem Roman geht es um Verrat, um das Ende der Systeme – des Ostblocks, des Westens, der Apartheid – und um Freiheit. Wobei Freiheit für jeden etwas anderes bedeutet.

## Vita

Max Annas, geboren 1963, arbeitete lange als Journalist, lebte in Südafrika und wurde für seine Romane *Die Farm* (2014), *Die Mauer* (2016), *Finsterwalde* (2018) und *Morduntersuchungskommission* (2019) sowie zuletzt *Morduntersuchungskommission: Der Fall Melchior Nikoleit* (2020) fünfmal mit dem Deutschen Krimipreis ausgezeichnet. Bei Rowohlt erschienen außerdem *Illegal* (2017) und *Der Hochsitz* (2021).

*Dem so netten und so schlauen Buchhändler Peter Peukert  
gewidmet, der uns mit 49 Jahren viel zu früh  
abhandengekommen ist.*

# Erster Teil

## 1

Auf der Bühne trage ich immer eine Sonnenbrille. Schon seit Jahren. Und auf jeden Fall, seit ich mir eine richtig gute leisten kann.

Das hat damit zu tun, dass ich das grelle Licht in den Augen nicht vertrage. Es schadet der Konzentration beim Spielen, sich immer wieder so zu platzieren, dass man nicht geblendet wird. Und Konzentration ist das Allerwichtigste in meinem Beruf.

Das ist der eine Grund.

Der andere ist, dass ich gern ins Publikum schaue. Ich sehe gern, wie sich die Leute verhalten. Die, die ganz fokussiert sind, jeden neuen Ton antizipieren. Die anderen, die einfach trinken und bei denen man nicht so genau weiß, wo sie gerade mit ihren Gedanken sind. Dann die, die quatschen und sich nicht um die Musik scheren. Ja klar, die gibt es auch. Und dann die, die gehen und kommen, die auch woanders sein könnten.

Warum verlassen sie den Raum? Den Saal. Die Bar. Gerade jetzt. Gerade in der Minute, in der ich mein Solo spiele.

Oder warum kommen sie erst jetzt? Sie könnten den besten Teil des Abends schon verpasst haben. Geht ihnen denn das nicht durch den Kopf?

Wenn ich sie mir so anschau, dann müssen sie das nicht unbedingt mitkriegen. Auch, weil es eine Frage der Sicherheit ist. Meiner eigenen Sicherheit. Wie Sie selbst gleich sehen werden.

An dem Abend, diesem ganz speziellen Abend, rettet die Sonnenbrille mir das Leben. Das ist einfach so.

Und einem anderen wird sie es nehmen. Nicht die Sonnenbrille selbst, sie ist nur ein Objekt, ein Mittel eher, sondern die Beobachtung, die ich von der Bühne aus mache. Und die ohne die Sonnenbrille nicht hätte geschehen können. Das Licht ist nämlich wirklich recht grell für eine kleine Bar mit Bühne. Und ohne die Sonnenbrille hätte ich die Augen die ganze Zeit beinah geschlossen gehalten.

So aber sehe ich den Mann, der durch die Tür kommt und sich umschaut, als suche er jemanden. Dann, nach einem längeren Moment, geht er an die Theke und bestellt einen Drink.

So weit nichts Besonderes. Aber ich kenne den Mann.

Oder besser: Ich bin ihm schon einmal begegnet.

Und das ist gar nicht lange her.

Gerade verpasste ich beinahe den Einsatz, als Francks Posaune leiser wird. Denn mir fällt ein, wo ich den Mann schon einmal gesehen habe. Und wann.

Unauffällige Frisur, das Haar lose nach hinten gekämmt, Jeansjacke und Hemd, die dunkle Hose kann ich in dem Licht kaum ausmachen. Aber den Rest, den kenne ich.

Kurz konzentriere ich mich auf meinen Beitrag. Bass-Solo mit eingeworfenen Tupfern von Piano und Schlagzeug. Als ich das Stück wieder für die anderen öffne, weiß ich es. Ich hatte etwas zu Hause vergessen, am Nachmittag, nur ein paar Stunden ist das her, drehte mich um und ging wieder auf die Haustür zu. Da stand er ganz unbeteiligt und blickte in irgendein Parterrefenster. Es war keine wichtige Begegnung für mich. Wir haben uns nicht in die Augen gesehen, wir haben einander kaum bemerkt. Oder besser: Ich habe ihn kaum bemerkt.

Und trotzdem. Irgendetwas ist hängen geblieben.

Der Mann trinkt ein Bier. Langsam, Schluck für Schluck. Dabei betrachtet er unbeteiligt die Bühne. Er fällt hier nicht auf. Die meisten Leute im Publikum sind weiße Männer. Sogar in seinem Alter. Irgendetwas zwischen dreißig und vierzig. Und doch ist da etwas, das ist anders an ihm. In einem dünnen Lichtstrahl, der von irgendwo über der Theke auf ihn fällt, sehe ich deutlich die rötlich bronzenen Gesichtshaut.

Der Mann ist nicht von hier. Er ist weiß, aber er lebt nicht in Deutschland.

Die Weißen in Deutschland sind bleich. Manchmal holen sie sich einen Sonnenbrand. Dann sind sie rosa oder rot wie ein ungebratenes Steak. Aber ihre Haut hat nie diese bronzenen Tönung.

Dieser Mann hat sie. Das bedeutet, dass er in einem anderen Klima lebt. Und dass er mit ziemlicher Sicherheit dort aufgewachsen ist.

Und jetzt fällt es mir wieder ein. Das, was ich am Nachmittag wahrgenommen habe. Das eine kleine Detail. Es war nicht wichtig. Nicht in jenem Moment. Ich habe nur sein Profil gesehen. Kein Grund anzunehmen, dass ich dem Mann in der Jeansjacke noch einmal begegnen würde. Aber mir fiel doch auf, dass die Haut unter der Nase deutlich heller war als der Rest des Gesichts.

Denn da, wo die Haut weißer war, fahler, da war bis vor Kurzem noch ein Schnurrbart gewesen. Und ich erinnere mich an noch etwas. Die Hose, die er trug, hatte noch den Schlag der 70er-Jahre.

Wir beenden das Stück gerade mit einem gemeinsamen Ausklang.

Ich zupfe ein paarmal an der tiefsten Saite, lasse sie schwingen und denke an Südafrika. Dort ist der Mann in der Jeansjacke aufgewachsen, ich bin mir sicher. Und den typisch burischen Schnurrbart hat er sich abgenommen. Mit dem würde er hier im Jazzclub auffallen.

In den Applaus hinein spricht Gordon ins Mikrofon. «On Bass Billy Ndlovu», sagt er.

Billy Ndlovu, das bin ich.

Jazzmusiker.

Bassist.

Südafrikaner im West-Berliner Exil.

## 2

«Das ist der Viel Collins jetzt», sagte Holger Manz.

Sogar Otto kannte den Sänger von Genesis. Phil, dachte er, Phil mit kurzem I. Er machte sich nicht wirklich was aus Musik, aber das wusste sogar er. Dafür musste man nicht mal Westradio hören. Was gerade von jenseits der Mauer kam, hörte sich allerdings so spannend an wie ein tropfender Wasserhahn. Dass die Leute deswegen in Scharen angelaufen kamen, konnte er nicht verstehen.

Nun, ein wenig, vielleicht, konnte er die Leute doch verstehen. Es gab eine ganze Menge Konzerte im Osten in diesem Jahr. Viele Weststars kamen wegen des Stadtjubiläums auch und gerade zu ihnen. 750 Jahre Berlin. In West-Berlin waren schon alle gewesen. Aber bei ihnen eben nicht. Dieser Collins auch nicht. Und auch David Bowie nicht, der gleich noch auftreten sollte. Den hätte er sich auch selbst angehört. Wenn, ja wenn sie nicht im Westen gespielt hätten. Auf der anderen Seite der Mauer.

Holger und er standen an der Ecke Unter den Linden und Friedrichstraße. Immer noch zogen Leute an ihnen vorbei in Richtung Brandenburger Tor. Dort warteten schon eine ganze Reihe von Kollegen auf sie. Uniformierte Kollegen. Aber natürlich auch andere.

Schon während die Bühne am Reichstag in den letzten Tagen aufgebaut worden war, hatten Kundschafter betont, dass etliche der gigantischen Lautsprecher in ihre Richtung aufgestellt worden waren, Richtung Osten. Und deshalb hatten sie nun den Salat. Da standen also Tausende von ihren jungen Leuten, die meisten waren kaum über fünfundzwanzig, und gafften in Richtung Westen. Viel zu sehen gab es nicht. Da stand die Mauer, das Brandenburger Tor. Und die uniformierten Einsatzkräfte wussten nicht, was sie tun sollten.

Holger und er wussten es auch nicht. Aber sicher gab es gleich einen Einsatzbefehl. Niemand konnte ein Interesse daran haben, dass aus der Menge heraus irgendwelche dummen Sachen passierten.

Direkt an der Grenze. Das musste man sich einmal vorstellen.

Holger zog sich in einen Hauseingang zurück und legte den Kopf schief. Er hatte das Funkgerät in der Jacke und zuckte beim leisesten Geräusch. Dann trat er wieder einen Schritt vor. Im Licht einer Straßenlaterne war der helle Schnurrbart deutlich zu sehen, der sein Gesicht dominierte. Otto hatte so einen im letzten Jahr auch einmal ausprobiert. Holgers Bart stand nicht weit vor, die Haare waren höchstens vier oder fünf Millimeter lang. Damit es so aussah und vor allem so akkurat blieb, musste man den jeden Tag penibel schneiden. Ihm war das zu viel gewesen. Der Bart hatte ihm sowieso nicht gestanden.

Auch Holger stand er nicht. Sie hatten beide eine ziemlich hohe Stirn, was bedeutete, dass ihnen die Haare auf dem Kopf ausgingen. Holger hatte den kümmerlichen Rest als Kranz rund um den Kopf behalten und trug dazu den Bart. So sah er mindestens zehn Jahre älter aus als die 38, die er war. Otto hatte die Haare, die ihm geblieben waren, ganz kurz schneiden lassen. Er fand beim Blick in den Spiegel, dass er jetzt aussah wie 45. Aber manche Dinge konnte man sich nicht aussuchen. Er wäre ja auch gern fünf Zentimeter größer.

Das Funkgerät knackte jetzt wirklich. Holger drehte sich wieder in den Hauseingang.

Die Ansage war nicht zu verstehen, weil zur gleichen Zeit eine Gruppe junger Frauen hinter ihnen plappernd vorbeizog. Eine von ihnen redete laut über irgendetwas, was sie im Radio gehört hatte. Ganz sicher im Westradio.

«Also.» Holger lehnte sich zu ihm hinüber. «Da passieren jetzt hässliche Sachen. Überall Provokateure. Wir werden gebraucht.» Er ging mit schnellen Schritten voran. Bald schon hatten sie die Frauengruppe überholt. Otto sah auch andere Einsatzkräfte in Zivil auf die Grenze zulaufen. Hinter ihnen wurde es leiser. Er drehte sich kurz um und bemerkte, dass die Frauen stehen geblieben waren. Sie ahnten, dass es gleich Schwierigkeiten geben würde.

Holger war schon im Laufschritt. Sie hatten nur noch zweihundert Meter bis zu dem Auflauf.

Otto blieb stehen und horchte. Verstand die Worte der Sprechchöre und hörte doch noch einmal genauer hin. Aber

klar, er verstand die Parole schon.

«Die Mauer muss weg.»

Und noch einmal: «Die Mauer muss weg.»

Drüben wurde gerade ein Lied beendet. Vor dem Reichstag gab es Applaus.

«Die Mauer muss weg.» Das waren ganz schön viele Leute. Etliche hundert? Wahrscheinlich sogar mehr als tausend.

Holger blieb schon stehen. «Die haben das im Griff.»

In der Tat. Die uniformierten Kräfte hatten ihre Schlagstöcke gut im Griff und hieben auf die Leute ein.

Otto hatte dafür kein Verständnis. So etwas musste doch nicht sein. Warum mussten die denn auch so provozieren? Die wussten doch, was sie erwartete. Da wurden auch schon die Ersten aus der Gruppe abgeführt. Klar, so erreichte man doch nichts.

Holger war schon einige Schritte voraus. Otto musste sich beeilen, um ihn nicht zu verlieren. Je näher sie dem Brandenburger Tor kamen, desto voller wurde es auf der breiten Straße.

Otto sah, wie der Kollege endlich stehen blieb. Da vorn warteten noch andere aus ihrer Morduntersuchungskommission. Eingeteilt, um das Schlimmste zu verhindern.

# 3

Holberg war kein schöner Mann. Aber er war ihr Mann.

Und jetzt gerade vermisste sie ihn. Wie so oft zu dieser Tageszeit.

Zu dieser Nachtzeit.

Erika Fichte stand am offenen Fenster ihrer Wohnung in der dreizehnten Etage und blickte hinab auf die Spree und die S-Bahn-Haltestelle Jannowitzbrücke. Gerade hatte sie die zweite Flasche Moselriesling aus dem Intershop geöffnet.

Ein Glas noch. Es war doch kein Verbrechen, sich nach etwas Wärme zu sehnen. Nach Sex. Zum Teufel, nach dem eigenen Mann, auch wenn sie nicht verheiratet waren. Ein Streifenwagen fuhr mit Blaulicht über den Holzmarkt. Diese Sache an der Mauer. Der Westen gab keine Ruhe. Zuerst stachelten sie die Leute an, und dann berichteten sie darüber, als hätten sie nichts damit zu tun. So würde es auch dieses Mal sein.

Ein einziges Glas noch. Sie ließ den Wein langsam aus der Flasche laufen.

Ganz klar, sie hatte gewusst, worauf sie sich eingelassen hatte mit Holberg. Beide hatten sie es gewusst. Das hieß aber nicht, dass es einfach war.

Die Einsamkeit.

Die Angst.

Angst war immer im Spiel. Erika dachte an Angola. Seit die Kabaner dort waren, war alles leichter. Sie war überzeugt, dass sie das südafrikanische Gesindel vertreiben würden. Dieses Jahr war entscheidend. Verlor der Apartheid-Staat Angola, verlor er sein Gesicht. Vor allem an der Heimatfront. Alle wüssten es dann. Auch diese Imperialisten waren besiegt.

Wo bist du gerade, Holberg? Hoffentlich nicht dort, wo geschossen wird. Bitte sei vorsichtig.

Als das Glas leer war, klingelte das Telefon. Der Blick zur Uhr. Es war nach halb zwölf. 22 Minuten bis Mitternacht. Konnte das Holberg sein?

Erika lief die paar Schritte bis zur Kommode.

«Ja?» Leise. Unsicher.

Lautes Atmen auf der anderen Seite.

«Holberg?»

«Nein.» Die tiefe Stimme von Major Diewitz.

«Ist was mit Holberg?» Das Herz schlug ihr bis zum Hals.

«Nein nein nein.»

Erika wurde schnell ruhiger. Es wird Momente geben, sagte Holberg manchmal, da ist es kompliziert.

«Fichte», sagte Major Diewitz, «du musst vorbeikommen. Jetzt.»

«Jetzt sofort?»

«Ja.»

«Ins Büro?»

«Ja.»

«Was ist passiert?»

«Ich kann es dir nicht so genau sagen. Und ohnehin eher hier als am Telefon.»

«Aber nichts mit Holberg.»

«Nein. Versprochen.»

«Ich hab schon ein Glas Wein ...»

«Wir haben alle ...» Diewitz stockte.

«Wer ist wir?»

«Egal. Wir werden uns zu zweit treffen. Kannst du in zwanzig Minuten hier sein?»

## 4

«Hey, wassup?», fragt Gordon. Wir sind backstage, es ist eng, alle schwitzen noch. Und alle nehmen sich von den Schnittchen und vom Bier.

Franck, Posaunist aus Genf, der wegen der Aufnahmen für den Soundtrack zu einem Avantgardefilm in West-Berlin ist. Gordon, Pianist aus Philadelphia, der einen Liebhaber hier hat und, wann immer es möglich ist, in die Stadt kommt. Mein *bra* Dennis aus East London, mit dem ich aufgewachsen bin im Township, mein bester Freund, der Drummer.

Gordon guckt mich an. «Hey, wassup?»

Ich nehme mir ein Bier aus dem Kühlschrank und setze mich auf den Sessel in der Ecke. Winke ab, bin überraschend ausgelaugt. Ich bin immer platt nach dem Gig. Den Bass zu spielen ist eine extreme, eine sehr physische Sache. Und ich spiele den Bass auf eine Art, die den ganzen Körper fordert. Meinen – und den des Instruments.

Aber das ist es nicht. Mein Zustand hat einen anderen Grund. Ich schließe die Augen, um mich an den Buren zu erinnern. Ich bin mir sicher, dass er Bure ist. Ach was ... ich weiß es.

Was soll ich sagen?

Und wem?

Dennis schüttet sich Bier in den Schlund. Keinen Tropfen Alkohol vor dem Gig, aber dafür ordentlich danach.

Dennis würde mich verstehen. Wir teilen alles. Fast alles. Wir sind damals zusammen aus Südafrika nach Europa geflohen. Es war der einzige Weg zu entkommen. Der Jazz.

Aber Dennis weiß nur ganz grob, was ich mache. Eigentlich weiß er so gut wie alles über mich. Aber davon habe ich selbst ihm fast nichts erzählt. Was er nicht weiß ... das kann er nicht verraten. Und darum geht es. Selbst wenn der Bure mit der gezogenen Waffe vor ihm stehen würde, könnte Dennis nichts erzählen, was die nicht schon wissen. Klar, Dennis hat sich schon ein paarmal gewundert, dass ich verschwunden bin, ohne etwas zu erklären. Nach einem Gig. Während eines Frühstücks. Direkt nach der Ankunft auf einem Bahnhof irgendwo in der Welt. Und deshalb kann er sich Dinge denken. Ich verberge sie ja auch nicht direkt vor ihm.

Natürlich denkt er sich seinen Teil.

Aber er weiß es nicht.

Außerdem ist er mein Gast. Unser Gast. Meine Frau Christine und ich haben das Kinderzimmer für ihn freigeräumt.

Er ist einfach zu nah an allem dran. Ihn werde ich nicht behelligen.

Gordon ist ein guter Freund. Ich spiele seit mehr als fünfzehn Jahren immer wieder mit ihm zusammen. Er ist auf drei meiner Alben dabei, ich auf einem von ihm. Aber wir haben nie Dinge geteilt, die über Musik hinausgehen. Klar ist er auf der richtigen Seite, politisch. Er ist in den 50er-Jahren in

Atlanta aufgewachsen und hat alles gesehen, wirklich alles. Diese andere und doch so ähnliche Art von Apartheid. Und wenn er wütend ist, dann hört man das. Aber das ist er immer seltener. Mittlerweile redet er mehr von Spiritualität als davon, sich zu bewaffnen. Aber weder die Apartheid noch die Ungerechtigkeit in den USA kann man durch Meditieren besiegen. Er wäre die falsche Wahl.

Trevor aus London, der Altsaxofonist, der wegen Aufnahmen für ein Album in der Stadt ist, steht noch an der Theke. Ich will gar nicht wissen, was er sich da besorgt. Gleich ist er zu bedröhnt, um mir überhaupt zuzuhören. Mit niemandem habe ich so oft gespielt, auf Bühnen und in Studios, so viel diskutiert. Trevor erklärt jeden Aufstand, unterstützt jeden bewaffneten Anschlag, kann mit seinem Marxismus auch politische Systeme analysieren, die er noch nicht von innen gesehen hat. Und er ist schon fast überall gewesen. Aber er macht das alles von der Theke aus. Das macht es nicht schlecht. Ich habe viel von ihm gelernt. Und es gibt fast keine Hilfe, um die ich ihn nicht bitten würde. Aber zwei Dinge kommen nicht infrage. Mein Neugeborenes hätte ich ihm nicht in die Hände gelegt – er würde es versehentlich fallen lassen. Zum Glück ist Mary jetzt schon vier Jahre alt. Aber ich würde auch heute noch mein Kind nicht in seine Obhut geben. Und das hier ... dafür ist er auch nicht der Richtige.

Bleibt Franck.

Mit Franck habe ich schon ganze Nächte hindurch diskutiert. Für ihn ist alles, was er tut, die politische Konsequenz aus

irgendetwas. Nach London ist er 1970 gekommen, weil er nicht mehr in so einer weißen Umgebung wie der Schweiz leben und spielen wollte. Free Jazz hat er gemacht, weil man die Welt mit Kunst korrigieren kann. Und jetzt wird er Jazz nicht mehr lange spielen, da bin ich mir sicher. Er interessiert sich nun für andere Formen. Je weniger Töne man macht, desto besser, hat er einmal gesagt. Den Lärm aus der Welt nehmen. Was auch immer ...

Er würde es verstehen.

Er würde es verstehen und gleich irgendwelche Vorschläge machen, wie ich es verbessern sollte.

Aber auch ihm habe ich nie erzählt, was ich mache.

Franck, denke ich.

Franck.

Wer sonst?

## 5

Holger hatte sich neben Kurt Popczyk und Karl Schade gestellt. Beide waren auch Mitglieder der zweiten Morduntersuchungskommission in Berlin. Popczyk zündete sich eine Zigarette an und hielt die Packung offen für die anderen hin. Alle nahmen sich. «Wir werden hier nicht gebraucht», sagte er, richtete seine Brille und fuhr mit dem Finger über den Scheitel im dunkelbraunen Haar. Das machte er mehrere Male in der Stunde. «Um die Ecke ...» Er wies mit dem Daumen hinter sich. «Um die Ecke warten noch ein paar Kollegen.» So betont ruhig, wie er den Satz sagte, konnte das nur bedeuten, dass, wo genau auch immer um die Ecke war, noch weit mehr als nur eine Handvoll Einsatzkräfte warteten.

«Dumm», sagte Schade. Er war wie immer kurzatmig. «Die vom Westfernsehen kriegen jetzt schon, was sie brauchen.» Otto kannte ihn aus dem Kriminalistikstudium. Damals war er ein dünner Hering gewesen. Heute hatte er Mühe, die Treppen hochzukommen, so dick war er. Dabei aß er kaum etwas. Was auch immer das für ein Problem war, das er hatte. Bald würde er nur noch am Schreibtisch sitzen. Dabei hatte er genau davor Angst, wollte genau das vermeiden.

«Es geht los.» Holger zeigte auf ein Gerangel, das unweit von ihnen stattfand.

«Sollen wir helfen?», fragte Schade und schnippte die Zigarette weg. Er streckte die Schultern und keuchte dabei.

«Nee, lass.» Popczyk strich sich den Blouson glatt. «Ich sag doch, wir werden nicht gebraucht.»

Eine weitere Gruppe Volkspolizisten in Uniform rannte an ihnen vorbei und stieß mitten in die Zivilisten. Sie schwangen die Stöcke mit viel Energie. Das Gebrüll war entsprechend groß. Eine Frau stieß einen sehr hohen Schrei aus. Sie hatte ebenfalls ordentlich Energie, und der Ton wollte und wollte nicht enden. Otto schluckte, um den Druck auf den Ohren zu verringern, dann legte er vorsichtig die Zeigefinger auf die Ohrknorpel und drückte sanft zu.

Das war genau diese Frequenz. Der Schrei ging über in das Schleifen von Metall auf Metall. Das Zerren, das ihn an den letzten Arbeitstag in Thüringen erinnerte. Der umgebaute W50 von Michael Nikoleit, der die Straßensperre durchbrach, zwei seiner Kollegen tötete und einen schwer verletzte.

Es brauchte nicht viel, um das Geräusch zwischen seinen Ohren wiederzubeleben. Nur eine kleine Erinnerung. Nur den hohen Schrei einer Frau.

«Ist was?», fragte Holger.

«Was?» Otto beugte sich zu ihm hinüber.

Holger zeigte auf seine eigenen Ohren und dann auf eines von Otto.

Otto schüttelte den Kopf. «Nix. Vielleicht krieg ich eine Erkältung.»

Vor ihnen wurden zwei junge Männer von einem Pulk uniformierter Volkspolizisten abgeführt. Einer blutete an der Stirn.

Wildes Rufen und Schreien lag immer noch über der Szene. Viele Heys und Neins und Auas und Aahs. Im Hintergrund hörten sie aber auch deutlich ein vielstimmiges «Die Mauer muss weg».

«Sie haben es verdient», sagte Popczyk.

«Wer darum bittelt», sagte Schade.

Sie drückten sich nebeneinander an eine Hauswand. Kein Grund, im Weg herumzustehen. Holger Manz stupste Otto an und zeigte ins Gewimmel vor ihnen.

Otto musste schon genau hinsehen, um Bremmer zu entdecken. Franz-Josef Bremmer, ihr Kraftfahrer, wegen seiner Größe immer gut im Bild, der mit der Faust auf irgendjemanden eindrosch. Aus ihrer Perspektive war nicht zu erkennen, wen es da erwischte, aber Bremmer hatte erkennbar Freude an der Aufgabe. Wenn er dort herumhieb, dann war der Rest ihrer Morduntersuchungskommission vielleicht auch nicht weit. Im Bezirk Gera waren sie zu fünf gewesen, hier hatte ihre MUK neun Mitglieder. Das war immerhin eine Metropole. Otto blickte über den Tumult hinweg, sah aber keine weiteren seiner Kollegen.

Er spürte, wie ihn Holger am Ärmel zog. Kurz darauf standen sie in der Glinkastrasse. Hier verstand man wenigstens sein eigenes Wort. Holger hörte ins Funkgerät hinein und nickte, als könne das woanders jemand sehen. Dann wandte er

sich an die kleine Gruppe. «Wir können abbrechen. Die Genossen haben alles unter Kontrolle. Die erste MUK bleibt noch, die dürfen noch zugucken, wir haben ab sofort Bereitschaft. Wer sagt es den anderen?» Holger drehte sich kurz um. Otto dachte daran, dass Franz-Josef Bremmer wahrscheinlich immer noch dabei war, Nasenbeine zu brechen.

# 6

Erika Fichte stellte den Wartburg vor der Zentrale in Lichtenberg ab. Sie fühlte sich erstaunlich klar im Kopf für die fünf oder sechs Gläser Weißwein, die sie getrunken hatte. Aber sie war auch erleichtert, dass es nichts mit Holberg war, weswegen sie nun hier erwartet wurde.

Wenn Diewitz die Wahrheit sagte. Aber warum nicht? Wenn Holberg etwas zugestoßen wäre, dann hätte er vor ihrer Tür gestanden. So schätzte sie ihren Vorgesetzten jedenfalls ein.

Nicken an der Pforte. Der Major hatte Bescheid gegeben. Im vierten Stock stand sowohl die Tür zu ihrem Vorzimmer offen als auch die zum Büro von Diewitz. Erika stellte ihre Handtasche auf ihrem Schreibtisch ab, ohne stehen zu bleiben, und sah, wie Diewitz zwei Gläser mit Wodka füllte.

«Setz dich.»

Er schob ihr ein Glas zu, hob seines an und trank es in einem Zug aus. Warum eigentlich nicht? Sie machte es ihm nach.

«Wolle ist weg», sagte der Major.

«Wie weg?»

«Weg eben.»

«Seit wann?»

Der Major hob beide Hände leicht an. «Freitag ist er nicht mehr zum Dienst erschienen.»

«Freitag? Das sind vier Tage. Herzinfarkt bei einer Geliebten in West-Berlin.»

«Hat er nicht nötig.»

«Stimmt. Beim Spaziergang im Thüringer Wald abgerutscht. Hals gebrochen.»

«Das hätten Leute mitgekriegt.»

«Mit einem Geldkoffer über die bulgarisch-türkische Grenze.»

«Tja ...»

«Was? Wirklich?»

«Ich weiß es nicht.»

«Aber ist es so was?»

«Fichte, was hast du für ein Verhältnis zu Wolle?»

«Gar keins.»

«Hat er dich ...»

«Andauernd. Aber ich habe das nicht als Kompliment aufgefasst. Er steigt allen Frauen unter 50 nach. Sagen wir: unter 45.»

«Könnte darin der Schlüssel liegen?»

«Aber was ist denn passiert?»

«Ich weiß es nicht. Wir ...» Diewitz machte eine lange Pause.  
«... wissen es nicht.»

«Wer ist wir?»

«Ach. Das ganze Haus. Die Spezialkommission.»

«Die auch?»

«Die auch. Der Chef weiß Bescheid, und Mischa Wolf auch. Alle eigentlich.»

«Aber was wissen die denn?»

«Dass Friedrich Wolle verschwunden ist.»

«In der DDR verschwindet niemand.»

«Ja, das habe ich auch immer wieder gesagt.»

Diewitz bemühte sich um die Gläser. Sie tranken. Der Major zündete sich eine Zigarette an und hielt ihr die Schachtel hin. Erika schüttelte den Kopf.

«Aber gib mir noch davon.» Mit dem Kopf wies sie auf die Flasche. Sie nahm das Glas, nachdem Diewitz es gefüllt hatte, blickte hinein, nahm einen kleinen Schluck, beließ ihn eine Sekunde zu lang auf der Zunge, bis es anfing zu brennen, und sah dem Major dann in die Augen.

«Und warum wollten Sie jetzt mich hier haben?»

«Du musst ihn suchen.»

«Ich? Ich bin doch nur die Sekretärin. Ihre Sekretärin.» Erika leerte das Glas und stellte es vor sich. Sie sollte aufhören zu trinken, auch wenn die Absurdität der Unterhaltung dringend nach Alkohol verlangte. Aber irgendwann musste sie auch wieder nach Hause fahren.

«Guck mal, Fichte. Die Spezialkommission behandelt das wie einen ganz normalen Vermisstenfall, einen dringenden natürlich. Die werden bei seiner Frau anfangen und dann die anderen Frauen fragen. Dich werden sie auch fragen, bald sogar. Alle kennen schließlich seinen Ruf. Also ... Dich werden sie ja nicht nur als Frau fragen, sondern auch wegen der Arbeit. Dann werden sie sich angucken, womit er beschäftigt war. Und, glaub mir, sie werden das gründlich machen. Aber was die

machen können, hat natürlich seine Grenzen. Polizeiarbeit, auch die politische der Spezialkommission, ist immer eine technische Sache. Du hingegen hast einen eminent politischen Blick.»

Trotz des Alkohols in ihrem Kopf erkannte Erika einen Speichelklecker, wenn sie einen sah. Wusste Diewitz eigentlich, wie sie ihn nannten, wenn er allen auf die Nerven ging? Der Witz. Weil er keinen Humor hatte. Natürlich nur unter den Sekretärinnen. Und nur, wenn keiner der Vorgesetzten in der Nähe war. Eben aber hatte der Witz kurz gefunkelt in den Augen, als er sie gelobt hatte. Eminent politischer Blick.

Scheiß drauf. Den hatte sie ja auch.

Sie wartete. Der Major würde es schon erklären.

«Ich will ... Wir wollen, dass du dir die Vorgänge ansiehst, mit denen Wolle befasst war. Einen nach dem anderen.»

«Warum ich? Es gibt doch Leute, die Wolle besser kennen.»

«Eben. Darum geht es ja nicht. Wir brauchen ein paar Augen, die das Ganze von außen erfassen, aber trotzdem kein Problem haben zu verstehen, worum es geht.» Der Witz wartete, wie sie das Lob aufnahm. Sie wusste selbst, dass sie nicht blöd war.

«Und da ist noch etwas», fuhr er fort. «Ich kann mich nicht nach außen wenden für so eine Aufgabe, denn das hauen sie mir um die Ohren. Dann kriege ich zu hören, dass die Spezialkommission das alles im Griff hat. Wer ich denke, dass ich bin, nicht in die Strukturen zu vertrauen ... bla, bla, bla. Das verstehst du doch, oder?»

Sie nickte kurz.

«Und genauso wenig kann ich im Haus nach Hilfe fragen. Man borgt sich ja nicht einfach einmal einen Agenten.» Er öffnete die Hände und blickte über sie hinweg. «Da bleibst nur du.»

Erika schwieg ein paar Sekunden. «Hat der noch was anderes gemacht als Südafrika?»

«Da hat er schon mal mitgeredet. Aber in erster Linie kümmert er sich um die Ausbildung von Südafrikanern hier. Und um ein paar andere Sachen, die damit in Zusammenhang stehen.»

«Waffen.»

«Waffen zum Beispiel. Aber das ist nicht alles. Wir drucken ja für den ANC das internationale Magazin. Es gibt Kommunikationstechnik. Alles Mögliche. Der entscheidet auch schon mal Sachen allein. Keine Waffenverkäufe. Nichts Strategisches. Das macht keiner allein. Aber der ist schon mittendrin.»

«Hat der ANC Geld, um Waffen zu kaufen?»

«Na ja, eigentlich nicht. Meistens erhalten die alles einfach so. Solidarität.»

Erika beugte sich nach vorn und schüttete sich noch einmal nach. «Wonach suche ich?»

«Ich weiß es nicht.»

«Gucke ich nur in die Akten?»

«Wenn du mit jemandem reden willst, dann tust du das auch.»

«Dann sage ich: Hallo, ich bin Erika Fichte, wissen Sie, ob Friedrich Wolle tatsächlich die Ladung AK-47 an die progressiven Kräfte weitergeleitet hat oder ob er sie nicht vielmehr an den Klassenfeind verkauft hat?»

Diewitz sagte dazu nichts.

«Meinen Sie so was?»

«Wirklich, Fichte, wir wissen es nicht. Wolle ist weg, und wenn er nicht beim Pilzesammeln zusammengebrochen ist, dann haben wir ein Problem. Das Problem sollst du identifizieren.»

«Und wenn mir etwas auffällt?»

«Dann kommst du zu mir.»

«Dann komme ich zu Ihnen. Klar. Und wann fange ich an?»

«Sofort.»

«Sofort.»

«Gott, ja, du gehst nach Hause, schlafst dich aus. Und wenn du morgen früh hier an kommst, dann beginnst du mit der Arbeit.»

Sie stand auf und ging zur Tür. Dort drehte sie sich noch einmal um. «Ist das ...» Sie überlegte, welches Wort sie benutzen wollte.

«Wenn ich dich bitte, das zu tun, dann ist das auch gedeckt. Und wenn es ein Problem geben sollte ...»

«Dann komme ich zu Ihnen, Major. Schon klar.»

Sie verließ das Zimmer, öffnete die Tür aber noch einmal, bevor sie sie schloss. «Sein Büro?», fragte sie.